

# Elihu

## Hinterlassene Aufzeichnungen aus der Ewigkeit



### Leseproben:

#### Aus dem Kapitel: „Der Weg“

Es war einmal ein Vogel. Dieser Vogel war das schönste Wesen, das man sich vorstellen konnte. Wenn er anhub, sich in die Lüfte zu begeben, half der Wind ihm dabei. Wenn er dem Boden zustrebte, richtete die Schwerkraft es so ein, dass er ohne jede Kraftanstrengung sein Ziel erreichte. Seiner Natur entsprechend, half er den Pflanzen der Erde, ihren Samen zu verteilen. Er freute sich jeden Morgen über die aufgehende Sonne. Wenn sie nicht schien und es regnete, freute er sich, dass der Himmel auch die Nahrung der Pflanzen nicht vergaß, was ja auch für ihn wichtig war. Er konnte sich länger in den Lüften halten, als alle anderen Vögel, denn er war ein Geschöpf des Elementes der Luft.

Er war deshalb ein Vogel, um die Winde zu preisen und deshalb so schön, um die Sonne zu ehren, die sein Gefieder schillernd machte, sein wunderschöner Gesang war ein einziges Lob des Universums.

Eines Tages kam er zu einem wunderschönen Schloss, das die Menschen errichteten. Dieses Schloss war vor langer Zeit zur Ehre der Schöpfung erbaut worden. Damals war es vollkommen seiner Umgebung entsprechend in die Landschaft eingebettet gewesen. In seinem Inneren konnte man die Natur, ergänzt durch das Wissen der Erbauer wieder finden. Wenn ein Mensch sich im Gebäude aufhielt, konnte er mit allen seinen Sinnen und mit seinem Verstand, den ihm die Schöpfung zu ihrer Ehre verliehen hatte, das Wunder des Seins erfühlen und auch verstehen. Der damalige Herr des Schlosses lud immer wieder Menschen seines Volkes ein, sein Haus zu besuchen. Es gab darunter hoch gebildete Frauen und Männer, die alle Wissenschaften der Welt studiert hatten und einfache Bauern, die im Einklang mit der Natur für die Nahrung sorgten. Ob nun die Weisen oder die Bauern sein Schloss besuchten, jeder Besucher fand in den Räumen in Bildern die Antwort auf seine Fragen oder erfüllte, dass er ein Teil der Schöpfung war. Alle verließen das Schloss gestärkt in ihrem Glauben oder Wissen, je nachdem, was ihrer Natur entsprach.

Die Weisen der Wissenschaft schrieben ihr Wissen in dicke Bücher, da ihre Kenntnisse zu umfangreich wurden, um es, wie es der Sitte entsprach, mündlich an ihre Schüler weiterzugeben. Die Arbeit mit den Schülern wurde zu schwierig. Es konnte das gesamte Wissen nicht mehr von den Schülern auswendig gelernt werden, was früher geschah, um es in ihnen zu festigen und wachsen zu lassen. Solche Schulungen dauerten aber manchmal zwanzig und mehr Jahre. Wenn das Wissen nunmehr in Bücher niedergeschrieben war, konnte bequem jeder Schüler, wann immer er wollte, die Weisheiten studieren. Doch wurde nicht bedacht, dass mit dem Schreiben der Bücher eben Bücher entstanden, die wie jedes Ding ein eigenes Bewusstsein haben und so bald es in der Welt ist, ein Eigenleben, aber auch ein Gegenteil entwickelten. Das Gegenteil der Weisheit war natürlich die Nichtweisheit und die Bücher sorgten für ihre Nachkommen, so dass die Menge der Bücher bald nicht mehr überschaubar war. So entfernten sich die Schüler immer mehr von der Weisheit und es war nur mehr Wissen in ihnen.

Die Bilder verschwanden.

.....



### Aus dem Kapitel: „Rechts und links vom Gelben Fluss“

Der Gelbe Fluss hatte seine Quelle an dem Platz, an dem die Sonne aufging und er erreichte das Meer in Richtung Sonnenuntergang. Am linken Ufer des Gelben Flusses lebte das Denken, am rechten wohnte das Fühlen.

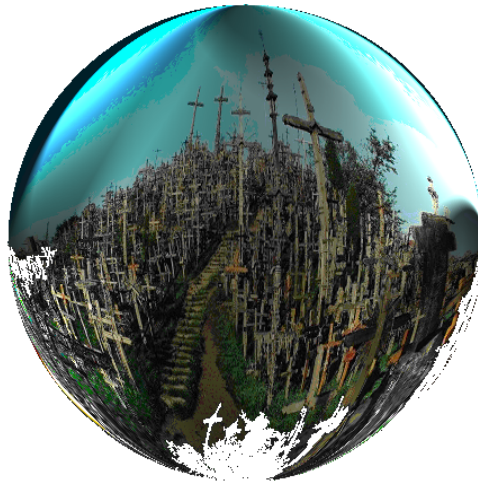
Mit der Mittagssonne im Rücken sah Denken über den Gelben Fluss. Dort erkannte es erstmals im Gras einen dunklen, wunderschönen, aber unförmigen Schatten, der sich scheinbar wohligh am Ufer entlang ausbreitete. Denken wollte unbedingt wissen, was dort war. Noch nie hatte es etwas gesehen, das ihn in ähnlicher Weise interessierte. Denken war sehr gescheit und wusste natürlich alles über die Naturgesetze und so vermutete es zunächst, dass dieser Schatten vom ihm selbst erzeugt wurde. Diese Vermutung erwies sich auch als richtig, denn wenn er sich bewegte, bewegte sich der Schatten. Seltsam war allerdings, dass es bei Bewegungen des Schattens eine Unruhe in sich feststellte, die nur durch einen Reflex zu beenden war. Denken musste unbedingt erfahren, was es mit diesem Schatten auf sich hatte und es rief über den Fluss: „Guten Tag, schöner Schatten. Wer bist Du?“ Doch es kam keine Antwort.

Der Gelbe Fluss hörte diese Frage. Er, der schon ewig dort sein Bett hatte, schon viel länger, als es Denken und Fühlen gab, hatte schon lange auf diesen Kontaktversuch gewartet. Es konnte einfach nicht richtig sein, dass auf seiner linken Seite sich etwas derart Helles befand, das durch ihn gehindert wurde, sich mit dem Dunklen auf seiner rechten Seite zu verbinden. Früher war er sich keines seiner beiden Ufer bewusst gewesen. Es war eigentlich so gewesen, dass er überhaupt keine Ufer besessen hatte. Erst als Denken und Fühlen auftauchten, musste

er ein Bett benützen. Er ahnte, dass Denken und Fühlen Ablagerungen seiner Selbst und nur durch seine Anwesenheit entstanden waren:

„Fühlen kann nicht sprechen“, raunte er Denken zu.

.....



### Aus dem Kapitel: „Martins Traum“

Martin saß in einem Saal. Es musste eine ehemalige Kirche gewesen sein, die schon vor Jahren aufgelassen wurde. Die goldene Farbe der Heiligenfiguren am Hauptaltar war abgefallen und gab so den Blick auf verfaultes Holz frei. Auch die Sitzbänke waren morsch und knarnten, wenn man sich darauf etwas bewegte. An der Decke konnten einmal Fresken gewesen sein, die himmlische Allegorien dargestellt hatten. Man konnte noch einige Farbreste erkennen, doch größtenteils sah man in den Himmel, denn das Dach bestand nur mehr teilweise. Direkt auf dem teils eingestürzten Altar standen schmutzige Teller mit Essensresten, an denen sich Würmer nährten. Hinter Jemima, die neben ihm saß, konnte Martin noch ein Becken erkennen, das früher zur Taufe gedient hatte. Jetzt war es mit Spinnweben gefüllt und dicke Spinnen warteten auf ihre Beute.

Menschen in den unterschiedlichsten Hautfarben saßen da. Martin versuchte, irgendjemanden zu erkennen, aber die Gesichter waren unkenntlich, bestanden eigentlich nur aus Farbe. Martin wollte wenigstens wissen, wie viele Menschen da waren, doch es kamen immer mehr durch das offene Tor. Seltsamerweise fanden alle einen Platz, die Mauern des Saales erweiterten sich immer mehr. Zu allen Sitzplätzen führten von einer ganz vergoldeten und merkwürdigerweise noch in bestem Zustand befindlichen Kanzel Drähte, an denen sich Kopfhörer befanden. Doch niemand setzte diese auf.

Als Martin Jemima auf die Kopfhörer aufmerksam machen wollte, bemerkte er zwischen ihnen einen kleinen Jungen. Das Kind versuchte aus dem Schutt und Müll, der sich in den Bankreihen angesammelt hatte, irgendetwas zusammen zu stellen, doch fielen die Teile immer auseinander. Der Sand, mit dem er versuchte, die Teile zu binden, war zu trocken dafür. Jemima hatte die Kopfhörer schon auf. Martin nahm die, die für seinen Platz bestimmt waren. Er vernahm wundervolle, sphärisch anmutende Musik. Doch ganz leise, innerhalb der himmlischen Musik, konnte er undeutliches Murmeln vernehmen. Er konzentrierte sich auf die Stimme. Als ob diese Stimme das bemerkte, wurde sie immer lauter. Im selben Maß wie die Worte lauter wurde, wurde die Musik leiser. Verstehen konnte er trotzdem kein Wort, es war eine fremde Sprache. Martin wollte, dass das Kind wenigstens die Musik hören konnte. Als er es darauf hinweisen wollte, kam aus einer kleinen Türe links vom Altar eine Frau heraus. Sie war in ein langes, blaues Kleid gehüllt, das mit goldenen Borten versetzt war. Die Frau nahm eine Leiter und stieg damit in einen Kreis, der sich oberhalb des Altars befand. Dort

verschwand sie, erschien aber sofort außerhalb des zerstörten Daches wieder. Martin wusste, dass es dieselbe Frau war, doch war sie jetzt alt und ihr prächtiges Kleid zerfetzt.

.....